

www.e-rara.ch

Scheffel's Leben und Dichten

Proelß, Johannes

Berlin, 1887

Zentralbibliothek Zürich

Shelf Mark: 43.366

Persistent Link: <https://doi.org/10.3931/e-rara-74146>

V. Der fahrende Schüler.

www.e-rara.ch

Die Plattform e-rara.ch macht die in Schweizer Bibliotheken vorhandenen Drucke online verfügbar. Das Spektrum reicht von Büchern über Karten bis zu illustrierten Materialien – von den Anfängen des Buchdrucks bis ins 20. Jahrhundert.

e-rara.ch provides online access to rare books available in Swiss libraries. The holdings extend from books and maps to illustrated material – from the beginnings of printing to the 20th century.

e-rara.ch met en ligne des reproductions numériques d'imprimés conservés dans les bibliothèques de Suisse. L'éventail va des livres aux documents iconographiques en passant par les cartes – des débuts de l'imprimerie jusqu'au 20e siècle.

e-rara.ch mette a disposizione in rete le edizioni antiche conservate nelle biblioteche svizzere. La collezione comprende libri, carte geografiche e materiale illustrato che risalgono agli inizi della tipografia fino ad arrivare al XX secolo.

Nutzungsbedingungen Dieses Digitalisat kann kostenfrei heruntergeladen werden. Die Lizenzierungsart und die Nutzungsbedingungen sind individuell zu jedem Dokument in den Titelinformationen angegeben. Für weitere Informationen siehe auch [Link]

Terms of Use This digital copy can be downloaded free of charge. The type of licensing and the terms of use are indicated in the title information for each document individually. For further information please refer to the terms of use on [Link]

Conditions d'utilisation Ce document numérique peut être téléchargé gratuitement. Son statut juridique et ses conditions d'utilisation sont précisés dans sa notice détaillée. Pour de plus amples informations, voir [Link]

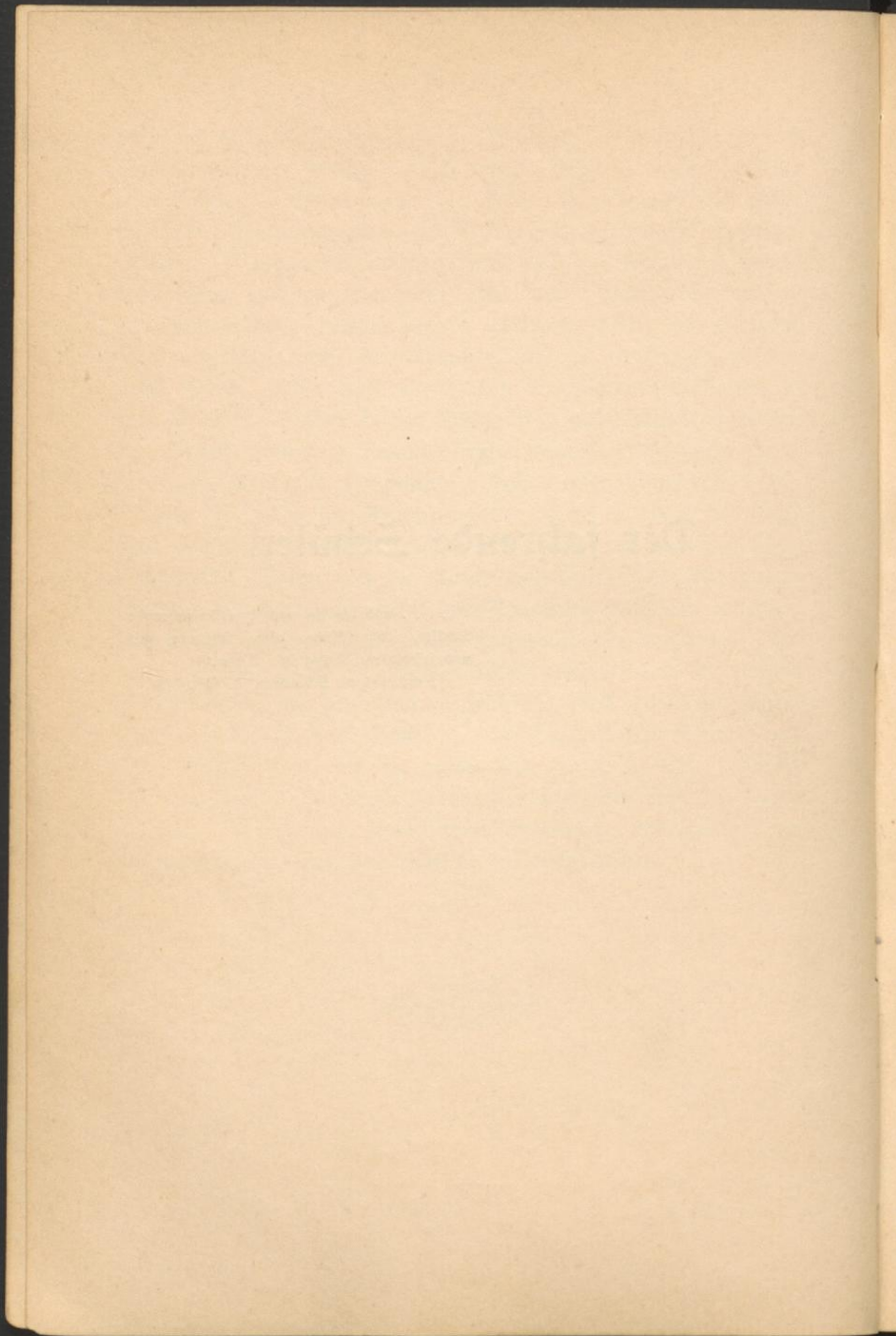
Condizioni di utilizzo Questo documento può essere scaricato gratuitamente. Il tipo di licenza e le condizioni di utilizzo sono indicate nella notizia bibliografica del singolo documento. Per ulteriori informazioni vedi anche [Link]

V.

Der fahrende Schüler.

„ . . . und ich bin noch derselbe fahrende
Schüler, ohne Ruhe, ohne Stellung, mit
unbefriedigtem Drang in's Weite.“

Scheffel an Schwanitz, 7. Okt. 1851.





Scheffel's Aufenthalt in Säckingen währte bis Anfang September 1851. Trotz der vielen schönen Stunden, die er hier und in der nächsten Umgebung erlebt, trotz der mancherlei Anregungen, die sein Geist und Gemüth hier empfingen und für die er dem Ort bis an's Lebensende Dank und Liebe bewahrt hat, schied er damals nicht ungerne. Mehr und mehr hatte sich in seiner Seele ein Widerwille gegen den bürokratischen Geist seines Amtsdiensts entwickelt und die doch im Verhältniß zu seinen Lebensgewohnheiten engen Verhältnisse der kleinen Grenzstadt mußten ihm auf die Dauer wie Fesseln erscheinen, ihm, dem frühe der Verkehr mit bedeutenden Männern der Wissenschaft bereits Bedürfniß geworden und der während der Revolutionszeit sich an ein so buntbewegtes, an Aufregung reiches Leben gewöhnt hatte. Dann aber war, wie wir sahen, in der friedlichen Schwarzwaldeinsamkeit dem „jungen Amtmann“, wie ihn die Leute nannten, mehr und mehr klar geworden, daß nicht die äußeren Zustände allein, daß vielmehr völlig unabhängig davon Vorgänge in seinem Innern ihn unzufrieden mit seiner Lage stimmten. Sie äußerten sich in einer unbestimmten Sehnsucht nach großen Eindrücken, in der wachsenden Liebhaberei an Zeichnen und Malen, in kräftigeren Regungen seines poetischen und schriftstellerischen Talents. Der Künstler in ihm drängte, sich zu entpuppen und dieser Prozeß schuf seiner Seele Beunruhigungen und Schmerzen.

Denn bei der ganz eigenthümlichen Art dieser Künstlerſchaft vollzog er ſich nicht auf einmal, ſondern gar allmählich, ruckweiſe und unter Kämpfen. Standen ihm, dem Sohne begüterter Eltern, Mangel und Noth nicht im Wege, ſo fühlte er ſich dafür um ſo abhängiger vom Willen des Vaters und der Rückſicht auf dieſen. Planlos den einmal ergriffenen Beruf aufzuſtecken, die bereits nur durch allerhand Opfer eingehaltene ſichere Laufbahn zu verlaſſen, lag zudem ſeiner eigenen Natur gänzlich fern. Zu der Unabhängigkeit, die er erſehnte und deren ſie zu freier Entwickelung bedurfte, gehörte ferner die von materieller Sorge. Entbehren, Darben hätte — wie er war — ſein Talent nicht entwickelt, ſondern erſtickt. Bis er ſich zu dem Willensakte aufraffte, ſeinem Vater beſtimmt zu erklären, daß er ſich zum Künstler berufen fühle und den Aktdienſt nicht länger ertragen könne, mußte Vieles auf ihn zuſammen einwirken, mußte ein neuer Lebensplan an die Stelle des alten getreten ſein: nur ſo konnte er hoffen, ſeinen Vater umzuſtimmen, nur ſo entſprach ſolcher Schritt auch ſeiner eigenen Weiſe. Was dabei dann ſein Irrthum war, daß er ſich für berufen hielt, ein Maler zu werden, gereichte ihm in der Stunde der Entſcheidung zum Vortheil: der Vater war ſicher eher geneigt, auf die Pläne des unruhigen Kopfes von Sohn einzugehen, wenn ſich dem Verſuche, noch ſo ſpät in die künstlerische Laufbahn einzulernen, in der Ferne wenigſtens als Ziel die reſpectable Anſtellung als Akademieprofefſor oder Hofmaler zeigte, als wenn dieſelben ſofort klar in dem Wunſch ſich geäußert hätten: Vater, erlaub', daß ich den Staatsdienſt verlaſſe, ich muß Dichter werden. Der Beruf des Dichters liegt außerhalb der korrekt-bürgerlichen Anſchauungen, welche der Vater dem Sohn gegenüber vertrat.

Aber der Irrthum, welcher dem Ringenden dem erſten Vater gegenüber von Nutzen war, ſchuf ihm ſelber nur neue — innere Kämpfe. Der Befreiungskampf, den

Scheffel's künstlerisches Ich jetzt auszukämpfen hatte, führte daher über zwei Hauptetappen: die erste war der positive Bruch mit der Beamtenlaufbahn; die zweite war die schließliche Erkenntniß, daß er nicht zum Maler, sondern zum Dichter berufen sei. Jenen ersten Schritt zur Freiheit bereitete eine ganze Reihe von Erlebnissen vor: eine größere Reise in die Alpenwelt, ein erster Erfolg als Schriftsteller und seine Fortschritte als Zeichner, die Versetzung in eine Amtssphäre und ein Städtewesen, deren geistige Oede ihm unerträglich schien, der auf's neue angespinnene Verkehr mit seinem Heidelberger „Engeren“, die durch verlockende Briefe seines Freundes Julius Braun aus Rom erregte Sehnsucht nach Italien und schließlich die trübe Wendung, welche der Frühlingstraum seiner ersten Leidenschaft in seinem Herzen nahm. Ihre Darlegung ist der Gegenstand dieses Kapitels.

Wieder ist es ein Brief an den treuen Freund Schwanitz, der inzwischen Bürgermeister in seiner Vaterstadt Eisenach geworden war, was uns unmittelbaren Einblick in Scheffel's Gemüthsverfassung um die Zeit gewährt, welche direkt seinem Weggang von Säckingen folgte. Unterm 7. Oktober 1851 schrieb er aus seiner grünen Stube im Elternhaus zu Karlsruhe an den Freund: „Sind nun schon 6 Jahre, seit ich bei Dir in Jena eingezogen — und ich bin noch derselbe fahrende Schüler, ohne Ruhe, ohne Stellung, mit unbefriedigtem Drang in's Weite, — Du aber bist Bürgermeister zu Eisenach. 'S ist kaum erlaubt. Es bleibt mir nichts übrig, als Dir ein wehmüthiges „Leben Sie gefällt hoch, Herr Bürgermeister!“ zuzurufen und mir selbst einige moralische Vorstellungen aufdämmern zu lassen. . . Was mich betrifft, so habe ich am 1. September die Waldstadt verlassen und mich sofort in die Graubündner Alpen verzogen, wo ich an den Quellen des Rheins und auf den wilden Höhen des Bernina (gegen Valtelin zu), wo nur noch das Murmelthier in den Steinritzen pfeift und die Gemse flüchtig über die unermesslichen Schneefelder und Gletscher

hinstreift, meine Gedanken von den kleinen Mäseren badischer Kanzleithätigkeit habe ausruhen lassen und an größere Dimensionen gewöhnt. Schlag mich sodann über Tirol und Salzburg durch München durch zu den Meinigen zurück und werde nun ein stilles Winterleben führen.“ — Daß er nicht ohne ärgerlichen Verdruß von Säckingen hatte Abschied nehmen können, geht aus einem Briefe der Mutter Scheffel's vom 2. September hervor, der aus Heidelberg datirt ist. Darin heißt es: „Joseph hat mit Prof. Häusser und Geh. Rath fallenstein von hier eine Reise nach Graubünden verabredet, die er am 30. August antreten wollte, — und den genannten Herren sagte er zu dieser Zeit zu, am Vierwaldstätter See mit Ihnen zusammenzustoßen. Nun hat aber bis vor wenig Tagen die Regierung seinen vom Oberamtman gewählten (?) Nachfolger in Säckingen nicht bestätigt, so daß der arme reiselustige Joseph noch gebunden war wie ein gefangener Vogel und die Schwingen nicht lüften konnte. Ob es seinem Vater in Karlsruhe noch gelungen ist, die Sache durchzusetzen, wird mir der nächste Brief sagen.“

Diese Reise in die Graubündner Alpenwelt ist für uns nicht nur um ihrer befreienden Wirkung willen von besonderem Interesse, sondern auch darum, weil ihre Eindrücke es waren, welche Scheffel's literarische Begabung nach einer Richtung hin in Fluß brachten, in welcher er sehr Hervorragendes geleistet hat, ohne sich doch veranlaßt zu sehen, diese Produkte in Buchform dem Publikum gesammelt darzureichen. Sie war es, die ihn unseres Wissens zuerst — denn der Hauensteiner Aufsatz hatte mehr historisch-volkpsychologischen Charakter — zur Abfassung von Reiseschilderungen jener halb poetischen, halb belehrenden Art anregte, für welche Heinrich Heine, das Vorbild unzähliger Nachfolger auf diesem Gebiete, die treffende Bezeichnung „Reisebilder“ erfunden hat. Dieselben sind noch im Herbst desselben Jahres in der Augsburger Allgemeinen Zeitung (Nr. 283, 85,

87, 89, 95, 98, 10.—25. Oktober) erschienen und zwar ist diese Publikation zugleich ein Denkmal der Freundschaft zwischen ihm und Häusser, denn von den sechs Reisebriefen „Aus den rhätischen Alpen“ sind nur drei von Scheffel, die anderen von dem genannten Reisekameraden. „Läßt Ihnen das Leben der Gegenwart“, schreibt Frau Major Scheffel am 19. Oktober 1851 an den jungen Schwanitz, „Zeit zu einem Blick in die Allgemeine Zeitung, so können Sie Joseph's Graubündner Reise darin beschrieben finden in 6 Briefen „aus den rhätischen Alpen“, wovon drei von Professor Häusser und drei von Joseph sind. Joseph's Feder werden Sie an seinem Humor erkennen“. Obgleich dieses letztere Merkmal und die Subjektivität des Stils in der That genügen könnten, um danach zu bestimmen, welche der sechs Briefe die von Scheffel geschriebenen drei sind, so ist es doch gut, auch hierüber bestimmte Nachrichten ermittelt zu haben. In einem auch in anderer Beziehung wichtigen Briefe des Autors selber an den Eisenacher Freund findet sich unterm 20. Februar 1852 folgende Auskunft: „Ich weiß nicht, ob ich Dir geschrieben, daß wir beide zusammen die rhätischen Briefe verfaßt haben, die Ende vorigen Jahres in der Allgemeinen Zeitung erschienen. Nr. 2, 3 und 5 sind Kinder meiner Feder, wir haben viel Freude damit gehabt, namentlich auch durch Zeichen der Anerkennung, die seither aus Graubünden selbst kundbar wurden; und zudem wurde ein anständiges Honorar herausgeschlagen.“ Nachdem also Häusser im ersten Brief nach einer allgemeinen Betrachtung den Ueberstieg von der Gotthardstraße auf die Oberalp nach Dissentis beschrieben und zum Ausgangspunkt touristisch-geographischer wie namentlich auch historischer Erörterungen gemacht, schildert Scheffel im zweiten die Fahrt von Dissentis bis Chur und im dritten die Fahrt über den Albula in's Engadin. Nr. 4 giebt den Charakter des Reisebriefs fast ganz auf; sie ist eine auf gründlichen Studien beruhende Abhandlung über

Das Engadin und seine Bewohner, eine noch heute interessante ethnologische Monographie über die romanisch-rhätische Völkerinsel inmitten der Graubündner Berge. Nachdem Häusser dieselbe mit einer Lobrede auf den echt demokratischen Geist der Engadiner und ihrer Verfassung geschlossen, nimmt ihn wiederum Scheffel die Feder aus der Hand, um unter dem Titel: „V. Von Samaden zum Roseggioletscher“ seinen letzten und für seine Eigenart charakteristischsten Beitrag zur Artikelreihe zu liefern, indem seine Kunst farbenechter Landschaftsschilderung sich hier harmonisch verbindet mit einer frischen, stimmungsvollen Wiedergabe des eigenen Erlebens, wobei es denn an humoristischen Bemerkungen und komischen Genrescenen nicht mangelt.

In mancherlei Beziehung ist das Häusser-Scheffel'sche Unternehmen dieser Briefe für den Literaturforscher bemerkenswerth. Diese Aufsätze waren nicht etwa bloß unterhaltend und belehrend geschriebene Skizzen von interessanten Reiseeindrücken, welche die gelehrte Bildung der Autoren widerspiegeln, die im Grunde aber nur schon oft Geschildertes in ihrer Weise behandeln, sie hatten auch dem Stoffe nach den Reiz der Neuheit. Denn damals war das Engadin noch ein jungfräulicher Boden im touristischen Sinne und die Schilderung seiner landschaftlichen Reize in der Allgemeinen Zeitung war auf diesem Gebiete ebenso eine bahnbrechende Pionierleistung wie etwa die literarischen Entdeckungsfahrten Ludwig Steub's und Heinrich Noë's in die abgelegenen Gegenden Tirols und Oberbayerns. Unsere drei, oder wenn wir uns auf unser eigentliches Thema beschränken wollen — unsere zwei Reisende folgten, wie Häusser in der Einleitung zum ersten Brief sagt, dem in jenen Tagen viel empfundenen Drange, „sich aus der Welt in die Berge zu flüchten, und dort die Zeit und ihre schlimmen Zeitungen ein paar glückliche Momente lang zu verträumen.“ Aber schon aus diesem Grunde duldeten sie es nicht lange auf der ausgetretenen

Heerstraße der „modernen Völkerwanderung festländischer und brittischer Touristen“. Also weiter hinein in die Berge! war die Lösung. „An Plätze, wo es nur wenig gebahnte Straßen, keine Postwägen und Dampfschiffe gibt, wo die Gebirgswelt dem großen Zug der Touristen noch möglichst wenig mündgerecht gemacht ist, wo statt komfortabler Reitpferde der Genuß des Erkletterns steiler Bergwände noch unvermisch gewährt wird, wo das Felsen-Echo und der Gletscher noch nicht seinen dienstfertigen Wächter und Interpreten hat, wo weder brittisches Gähnen noch deutsche Sentimentalität die stille Behaglichkeit stört, wo statt der prahlenden Hotels sich noch primitive Herbergen finden, wo statt der zahmen lions unserer großen Welt noch Füchse und Bären sich heimisch fühlen. Ein früherer Ausflug hatte uns davon überzeugt, daß die Bündner Alpen, das alte ehrwürdige hohe-rhätische Land, dem Wanderer, der nach solchen Genüssen dürstet, eine unererschöpfliche Fundgrube bieten, die man noch ungemischt zu kosten sich beeilen muß, denn die leidige Cultur könnte auch hier in nicht allzu langer Zeit den ächten, ursprünglichen Typus verwischen.“

Wie hat doch innerhalb des Dritteljahrhunderts, das seitdem verfloßen, das Engadin, jetzt eine der besuchtesten Alpengegenden, seinen Charakter in dieser Beziehung verändert. Sollte man es glauben, daß es erst einige dreißig Jahre her ist, daß Professor Häußler in seinem Schlußartikel über die oberengadiner Badeorte folgendes schreiben konnte: „Heutzutage hat Tarasp seine frühere politische Bedeutung verloren, und wird meistens nur um seiner trefflichen Salzquelle willen besucht, die, eine gute Strecke unterhalb des Dorfes und Schlosses gelegen, ein nicht geringeres Renomé genießt als der Sauerbrunnen zu St. Moriz. Die Industrie deutscher Badeorte wird man hier freilich vergebens suchen, alles ist von ländlicher Einfachheit und hier wie in St. Moriz und Alvenen kann dem fashionablen Badepublikum kaum etwas anderes

geboten werden als das treffliche Wasser und die reizende Umgebung.“ Jetzt drängen sich in diesen Orten Prachthotels und vornehme Pensionsgebäude dutzendweise zusammen, von denen einzelne im Palaststil aufgeführt, mit allem modernen Luxus ausgestattet und für die Aufnahme von 300 Fremden eingerichtet sind.

Aber auch in wissenschaftlicher Beziehung beschritten die beiden Alterthumsfreunde jungfräulichen Boden. Von dem großen Strom germanistischer Forschung, der unter der Gunst der politisch-patriotischen Bewegung im deutschen Volk während des dritten und vierten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts sich so voll und breit entwickelt hatte, war auch die Völkerkunde mächtig befruchtet worden und die Frage nach der Urgeschichte der einzelnen germanischen Stämme und ihrer Nachbarn, nach der Urbevölkerung der einzelnen deutschen Landschaftsbezirke hatte zu eifrigster Nachforschung angeregt. Als eine Spezialwissenschaft auf diesem Gebiete hatte sich die Keltologie, die um den Nachweis der Ursitze und der Verbreitung der Kelten bemühte Forschung entwickelt, jenes indo-germanischen Volkszweigs, der nach Sprache und Artung zwischen Italikern und Germanen gewissermaßen eine Mittelstellung einnimmt und einst die Urbevölkerung von einem großen Theile Westeuropa's bildete. Bei dem Einfluß, welchen die altgaelische und die bretonisch-wallisische Cultur und Poesie auf die Entwicklung der deutschen Literatur ausgeübt hat — ist doch der ganze Sagenkreis von König Artus und seiner Tafelrunde keltischen Ursprungs —, war das erwachende Interesse für die Erforschung altkeltischer Ueberlieferungen nur eine natürliche Folge des Emporblühens der germanistischen Wissenschaft. Bopp, Zeuß, Dieffenbach lieferten in den Jahren 1837, 39, 41 die grundlegenden Werke der Keltologie. Bald fehlte es auch nicht an Solchen, welche sich durch die schwankende Grundlage der jungen Wissenschaft verführen ließen, überall keltische Spuren zu wittern und alle

möglichen Namen auf keltischen Ursprung zurückzuführen; gegen diese Keltomanen richtet sich gleich in seinem ersten rhätischen Reisebrief Scheffel's Spott, wie er andererseits selbst nicht umhin kann, in seiner Freude an der eigenen Kenntniß des Keltischen in etymologischen Conjecturen kühnlich eigene Pfade zu wandeln. In der That war die Landschaft zwischen Oberinn und Oberrhein, das hohe Rhätien, gar wohl geeignet, einen jungen Gelehrten von den wissenschaftlichen Neigungen Scheffels zu dergleichen zu verleiten. So schreibt er über die Urbewölkerung der Graubündner Landschaft folgenden für seine, Naturgenuß mit antiquarischer Forschung verschmelzende Betrachtungsweise sehr charakteristischen Absatz, dessen lect-realistischer Schluß im besondern für den sich in ihm regenden Dichter bedeutungsvoll ist. „Manche Ansiedelung hier ging von den Mönchen zu Dissentis aus und die Colonen waren des Klosters untergebene Leute. So heißt heutigen Tages noch der Landammann dieser Dörfer im Oberländer Romansch: Mistral (ministerialis). Der Urbewohner aber, der schon vor der christlichen Einwanderung Bergen und Thälern hier den Namen gab, war sicherlich keltischen Stammes. Wer an dem Aufbau altkeltischer Geschichten, dessen Aktien neuerdings seit Mone, Keferstein, Brofi 2c. merklich in die Höhe gestiegen sind, mitarbeitet, der möge diese Namen einer nähern Prüfung unterziehen. Die zackigen Kuppen des Sirmadaun und Badiis, das Horn, in dem der Gletscher von Medels liegt, der Bernatsch, das von grünem Grasboden benamsete Thal Tavetsch, die Orte Sedrun und Rüäras 2c. haben weder germanische noch romanische Taufpathen gehabt. — Auch der heutige Graubündner Oberländer ist noch größtentheils mit keltischen Familiennamen behaftet. Der Kelte nannte seine Geschlechter nach dem Haus, das sie bewohnten, daher die vielen mit ca (Haus) anfangenden Eigennamen; so heißen die, welche zum Haus des Vornehmsten, des Herrn gehören, Castisch (flisch, belgo-keltisch = Herr); die, deren Hütte im Moorboden (risch)

stand, die Tarisch (daher auch der emsige Forscher Tarisch zu Chur schon vermöge seiner Abstammung zu den Graubündner Sprachstudien berufen ist, deren Resultate er in seinen romanischen Wörterbüchern und Grammatik niedergelegt hat). Denjenigen, die in keltische Studien so innig verliebt sind, daß sie antike und moderne Welt vor den Verdiensten des keltischen Ursprungs „um Lebens- und Staatsweisheit“ in vollständigen Hintergrund setzen, überlassen wir den Nachweis, daß auch die einfache Dorfschafts- und Gemeindeverfassung, die sich in den verschiedenen Graubündner Föderationen zu einem so eigenthümlich gelungenen politischen Ganzen zusammenbildete, in dem keltischen Blute der Ahnen der heutigen Tajaßob und Tassisch ihren Ursprung hat, da ja das Streben nach „gesetzlicher Freiheit und Volksherrlichkeit, geordnetem Gemeinwesen und Eigenthumsrecht“ — wie uns Broßi in seinen „Kelten und Althelvetiern“ (Solithurn 1851) sattsam belehrt — der Grundzug keltischen Wesens sein soll. Unmittelbar nach dieser Abschweifung in's Gebiet der Kelto-logie lenkt er aber den Blick auf lebensfreudige Gegenwart. „Unten im Wirthszimmer“, fährt er fort, „saß der junge Führer von Rüäras, ein junger schwarzgelockter Bursche, der Kelten und alte Mönchsgeschichten ruhig dem Todtenschlaf überließ und ganz andere Dinge ausheckte. Wenigstens sang er mit einem Gefährten ein feines Liedchen im Tavetscher Romansch von einer „zarten, schönen und rosenfarbigen“ Maid (una zarta, bialla cotschna), bei der ein fecker Bursche zu „Kilt“ gehen will, aber mit derselben schnöden Antwort abgewiesen wird, wie der deutsche Buhle in jenem Volkslied:

„Geh Du nur immer hin wo Du gewesen hast
Und binde Deinen Gaul an einen dürrn Ast“

und der Wechselgesang tönte neckisch in die gelehrte Unterhaltung herüber, als wolle er allen sprachlichen und geschichtlichen Studien zum Rückzug blasen.“

Daß Scheffel wie allem, was seinem Geiste tieferes

Interesse abgewann, auch diesen keltischen Forschungen die Treue gewahrt hat, macht dieses wissenschaftliche Element für den Biographen noch besonders interessant. Hat doch auch in verschiedenen seiner humoristischen Gedichte diese Geistesrichtung ihren Ausdruck gefunden, so in der Ballade „Am Grenzwall“ und einem noch ungedruckten polemischen Streitgedicht, so namentlich auch in dem allerdings erst später entstandenen Gedicht vom „Pfahlmann“, dessen ironisch-moralisirende Schlußstrophe hier passend eine Stelle findet:

„Wo einst man die Stätte errichtet
 Zum keltischen Seehütendorf,
 Ruht jetzt eine Fundschicht geschichtet
 Tief unter dem Seeschlamm und Torf.
 Der diesen Gesang schuf zum Singen,
 Hat selber den Moder durchwühlt,
 Und bei den gefundenen Dingen
 Einen Stolz als Culturmensch gefühlt.“

Ein dritter Charakterzug, der den Briefen Häusser's wie Scheffel's gemeinsam ist, darf schließlich nicht übergangen werden, das sind die vielfachen Anspielungen auf das politische Interessengebiet. Andeutungsweise sei hier bemerkt, daß auch in Häusser's Briefen, angeregt durch die klaren einfachen Verhältnisse der althistorischen Graubündner Demokratie, sich durchgehend demophile und dem demokratischen Prinzip huldigende Gedanken ausgeführt finden. Der folgende Satz ist für die Stimmung beider Gebirgswanderer charakteristisch: „In jedem Fall herrscht hier mehr politische und soziale Glückseligkeit als draußen in den gesegneten Strichen, wo alle Krankheiten moderner Kultur, wo die politische und gesellschaftliche Zerrissenheit, Gewalt und Mißtrauen oben, verhaltener Widerwille unten die gesunde Lebensfreudigkeit untergraben. Wer sich flüchten wollte aus jenen dunstigen Kreisen, um bescheidenes Menschenglück zu finden, der würde hier von neuem den alten Satz bestätigt finden, daß in den Menschen selber das Arcanum ihres Glückes liegt, nicht in der

Steigerung der Genüsse oder in der überströmenden Freigebigkeit der Natur und des Himmels. Wer von dem modernen Demokratismus gesättigt ist, mag sich hier an alter gesunder Demokratie erfreuen.“ Von Scheffel's meist ironischen Bemerkungen dieser Art, in denen sich das lebhaftere Blut des fünf- und zwanzigjährigen offenbart, seien hier einige Proben zusammengestellt. Wir entnehmen sie einer Betrachtung, die er an den alten ehrwürdigen Ahorn beim Dorfe Trons knüpft, dessen Bereich er selbst als „das Grütle der Graubündner“ bezeichnet. Er schildert, wie auch in diesen Gegenden in der Carolingischen Zeit deutsches Lehenswesen Wurzel gefaßt habe und seine Willkür in Conflict gerathen sei mit den altheimischen, demokratischen Zuständen. „Seit gothischen oder fränkischen Tagen war hier ein einfaches Gemeinwesen aus Verbindungen einzelner Gemeinden hervorgewachsen. Jedes Dorf schuf sich seine Satzung selbst, die der Dorfmeister vollzog; einzelne Ortschaften, durch den kirchlichen Verband zur Pfarrgemeinde geeinigt, setzten sich einen Anmann, der mit Geschworenen die kleinen Händel schlichtete; zum Austrag größerer Streitigkeiten, Aburtheilung der Verbrechen, Beförderung allgemeinen Friedens einigten sich mehrere Gemeinden zu einem Hochgericht — eine Förderung, die kein Resultat künstlich abstrakten Denkens, sondern unmittelbar aus dem Wesen und den Bedürfnissen solchen Gebirgslebens herausgewachsen war. — Zur Zeit als jenseits der Bündner Alpen in Schwyz, Uri und Unterwalden die Landvögte grausam herrschten, lieferten auch die Herren in Rhätien Musterstücke von Plackung des Landmanns. Ob etwa germanische Melancholie gegenüber den Wildnissen der Bergschluchten und einem in anderer Sprache redenden Landvolk, genährt von fremd duftendem welschen Wein den deutschen Herren Spleen und abnorme Gelüste verursachte — das hat leider noch kein Romantiker zur Ehrenrettung derselben dargethan. Der Castellan der Bärenburg bei Andeer, der des Mittags seinen Bauern in die Suppe spuckte, der

Landvogt von Guardavall im Engadein, der die Tochter Adams von Camogast entehren wollte, Donat von Saß und andere Biedermänner aus den Bündner Alpen finden hoffentlich ebenso gut noch ihren Dichter, welcher ihr „ungeeignetes Benehmen“ in einem ungeheuren Seelenschmerz derselben mit gleichem Pathos tragisch begründet, wie weiland Herr Golo für seine Aufführung gegen Genovesa, die fromme Herzogin in Brabant, an Hebbel seinen Apologeten gefunden hat. — Der rhätische Landmann aber, der zwar im Schreck des Bergsturzes und im Wintersturm auf den Alpenhöhen seinen wahren Herrn und Meister verehren lernte, aber auch in seinem mühsamen, der Bergwildniß abgerungenen Leben sich zu rauhem und trotzigem Selbstgefühl zusammenfaßte, hatte weder Resignation noch Romantik genug, um an den Rohheiten seiner Castellane Geschmack zu finden. Wie Tell in der hohlen Gasse bei Küßnacht, also erschlugen auch im Engadein und Schamsfer Thal die Bauern ihre Zwingherren, Guardavall, Sardün und Realt wurden gebrochen und der Vogt der Bärenburg mußte die Suppe selbst aufzehren die er dem Jan Caldar gewürzt hatte. — Hier im Oberland aber verfuhr der Landmann loyaler. Als Streit zwischen den Herren ihn gefährdete, als der Bischof von Thur gegen die Stadt sich um österreichische Hülfe bewarb, da stiegen die Männer von den Gebirgen des Norderrheins hernieder zum Wald von Trons, und unter dem alten Ahorn wurde der Bund zu Aufrechterhaltung gemeiner Freiheit beredet. Ihren Herren aber entschiedten sie — schlicht und gemäßigt — Abgeordnete, die sie, wie die Chronik sagt, freundlich erinnern sollten, Ungerechtigkeit, Gewalt und schändliche Ausgelassenheit aus den Gränzen ihrer Herrschaft zu verbannen mit dem Bedeuten, dafern sie nicht gutwillig Richter zu Handhabung und Beschützung der Gerechtigkeit setzen wollten, so werde das gemeine Volk die zügellose Bosheit nicht länger ertragen, welches doch sonst bereit wäre, ihnen in allen ehrbaren und billigen Dingen zu gehorchen. Leider war eine

Graubündner Kreuzzeitung nicht vorhanden, welche zu energischem Einschreiten gegen sothane Anmaßung rathen konnte, die Herren willigten zum Bund ein; ob in wirklich girondistischem Anflug oder mit einem Seitenblick auf den Hintergrund der Sturmpetition, das verschweigen die Chronisten. — Also kamen im März 1424 der Abt von Dissentis, die Grafen von Werdenberg und Saß, die Freiherren Brun von Rhäzünz zum Ahorn von Trons angeritten und schwuren den Dorfmeistern und Annmännern der Hochgerichte Schutz, Schirm, Entsaugung des Faustrechts, Abwehr der Gewalt, und getreue Eidsgenossenschaft „so lange Grund und Grath stehen“, in die Hände Herrn Peters von Pultlingen, Abts von Dissentis, und was sie schwuren haben sie redlich gehalten Der Bund von Trons ist, wie die anderen Bünde, seither zu Ende gegangen, aber noch steht „wie Grund und Grath“ der Alpen, der alte Ahorn, vom Landvolk ringsum in abergläubiger Verehrung gehalten. Und wenn die Oberländer Schützen thalab nach Chur oder in's eidgenössische Lager von Thun ziehen, unterläßt keiner, sich einen grünen Zweig davon auf's Käppi zu stecken. — Wenn der alte Strunk seinen neuen Sproß als Symbol für das neue bündnerische und helvetische Staatswesen frisch hat aufgrünen lassen, so wird er, der seit den Tagen der Freiherren von Rhäzünz und Saß sich im Stillen manche Erfahrung gesammelt haben mag, wohl wissen, warum er's gethan hat, und es soll nichts dagegen eingewendet werden, wiewohl es im Allgemeinen für durchaus unpassend erklärt werden müßte, wenn sich auch die Bäume Demonstrationen erlaubten!“ — — —

Das eigentlich poetische Element in diesen drei rhätischen Reisebriefen Scheffel's, welches sie vor denen Häußers voraus haben, äußert sich überhaupt in dem Hervorkehren subjektiven Empfindens und Erlebens. Fast jeder Streifzug in's Gebiet der Gelehrsamkeit geht aus von und mündet in direkt empfangenen und direkt geschilderten Reiseerlebnissen. Daneben

offenbart sich in bezeichnender Weise der Landschaftsmaler, den auch in diese Alpenregionen das Skizzenbuch treulich begleitet hatte, wie überhaupt die malerische Auffassung der Dinge. Figuren aus dem Volksleben läßt er mit realistischer Deutlichkeit und mit humoristischer Linienführung vor uns auftreten, während er dem Contrast zwischen alterthümlichen Zuständen und dem modernen Culturfortschritt die Tinten für humorvolle Stimmungsmalerei entnimmt. Hier ein Genrebild: der Kutscher Joseph Antony, der die Reisenden auf gar ursprünglichem Gefährt von Trons nach Ilanz führte. „Eine schützende wollene Zipfelfappe umschloß sein Haupt, darüber saß der alterthümliche spitzgekipfelte Filzhut; kurze Lederhosen bis an's Knie, grobe blaue Strümpfe, Schuhe mit Holzsohle bildeten Elemente seiner Kleidung, die sich etwa noch auf germanischen Ursprung zurückführen ließen. Entschieden archaisch geformt war aber Joseph Antonys Frack, spitzausgeschnitten und mit langen ausgebuchteten Flügeln versehen, die eine Wendung nach vorn nahmen. Das Institut der Peitsche war bis hierher nicht vorgeedrungen. Joseph Antony war mit einem Regenschirm bewaffnet, den er auf Hieb und Stich gleich gewandt gegen sein Kößlein gebrauchte. So war Joseph Antony der ehrwürdige Typus des keltischen Hausknechts und Fuhrmanns; sicher und entschieden betrat er den Vorder Sitz des Wagens. „Alto, alto! hé bougre!“ rief er seinem Klepper lieblich schimpfend zu und in beruhigendem Gefühl, daß auch König Rhätus mit seinen Etruskern weiland nicht stolzer über den Maloja in's Engadein eingefahren, begannen wir die Fahrt“. . . Auch der Freuden des Mahls und — nicht zu vergessen — eines gesegneten Trunks gedenkt Scheffel nach mühsamer Wanderung oder holperiger Bergfahrt gern. So auch hier. „Warmer Valteliner und eine riesige Echsforelle im Gasthof (zu Ilanz) versöhnten mit den Mühen der Fahrt, und mit geschichtlicher Hochachtung wurde auf das Wohl unsres Fuhrmanns ein Glas gelehrt. Wenn die Welt

draußen schon mit Eisenbahnen vollständig umspinnen ist, dann kommt vielleicht die Zeit, wo von Ilanz nach Trons und der Oberalp hin eine Poststraße angelegt wird, und Wanderer nach uns schauen dort den letzten Postillon mit denselben Gefühlen an, wie wir den alten Antony.“ Wem von Scheffel's Verehrern fällt bei dieser Gedankenwendung nicht das Gedicht „Der letzte Postillon“ im „Gaudeamus“ ein, in welchem der Dichter mit Seherauge den Geist desselben Umgang halten sieht und sein Klage lied vernimmt, das den Untergang der alten Zeit betrauert:

„O Zeit des Passgangs und des Trabs,
Des Trinkgelds und des Trunks,
Des Poststalls und des Wanderstabs,
Des idealen Schwungs.“

Echte „Gaudeamus“-Stimmung weht uns gar aus folgender Schilderung an, die eine Episode in der Besteigung des Roseggiogletschers (Brief V) bildet. „Ein guter Deutscher aber darf, auch wenn er 8000 Fuß über dem Meere seinen Wein trinkt, den Charakter tiefer Innerlichkeit nicht verleugnen; hat ja selbst der Verfasser der Wanderblätter aus dem Orient auf König Schufus Pyramide oben Hieroglyphen und Göttersagen vergessen, dagegen mit innerer Weihe seine Flasche Marsala geleert und ein helles Lied in die Wüste hinaus gesungen. Wir sahen uns deshalb veranlaßt, mit den ehrwürdigen Berghäuptern ringsum nähere Beziehungen anzuknüpfen und tranken dem Bernina und Agaglocks sowie dem Piz Mortèl, in Anerkennung ihrer hohen Verdienste jeweils einen guten Schluck Valtesiner vor, und tief unten in den Gletscherspalten krachte und dröhnte es, als wenn die Eiswelt wohl damit zufrieden wäre, daß zwei deutsche Wanderer vom Rhein in engadeinischer Pietät ihrer gedachten. Es mag auch wohl eine Zeitlang dauern bis ihnen da oben wieder eins vorgetrunken wird“

Müsse zum Ausarbeiten dieser „Reisebilder“ fand Scheffel

nach der Heimkehr nicht nur im stillen Karlsruhe, sondern auch in seinem geliebten Heidelberg. Natürlich zog's ihn zu den Genossen fröhlicher Reisetage und das gemeinsame Vorhaben, die empfangenen Eindrücke in der „Allgemeinen Zeitung“ zu schildern, war ein triftiger, auch den Eltern gegenüber entscheidender Grund, einen Theil der freien Zeit bis zum Antritt einer neuen Amtsstellung besuchsweise in Heidelberg zu verbringen. Nicht nur die Mutter, auch der Vater war stolz darauf, seinen Joseph unter so angesehenen Kameradschaft seine literarischen Sporen verdienen zu sehen. Erst am 2. Dezember reichte dieser bei dem Hofgericht Bruchsal das Bittgesuch zur Sekretariatspraxis an demselben ein, welches, da es von dem Hofgerichts-Präsidenten, dem ihm und seiner Familie wohlgesinnten früheren Minister Bekk, empfohlen wurde, schnell genehmigt ward, so daß schon am 9. Dezember sein Eintritt in die neue Stelle erfolgen konnte. Zuvor aber hatte er zu Heidelberg im „Engeren“ wiederum gar übermüthig-lustige Stunden verlebt. Angefüllt mit den Eindrücken der Reise und neuen interessanten Gesprächsstoffen, entfalteten die beiden Engadiner im Kreise der verständnißvollen Freunde ihre Unterhaltungsgabe in der anregendsten, fröhlichsten Weise. Und die Schlusstrophe aus Scheffel's Wanderlied, das einen stürmischen Tag im Revier des Piz Bernina schildert, „Alpenstraße“, mag schon damals frohen Wiederhall in diesem Kreise gefunden haben, das durstige:

„Wär' nicht ein Trost im Thal Valtlin, genannt der Valteliner,
Ich schimpfte auf das Engadin und auf die Engadiner!“

In diesen Tagen kam das innige Freundschaftsverhältniß zwischen Schmezer und Scheffel zu jener Blüthe, welcher der anakreontische Eiderschatz der Deutschen so schöne Früchte zu danken hat. Scheffel war es auch, dessen Einfluß es gelang, eine damals eingetretene Spannung zwischen Schmezer und Häusser zu beseitigen. In jenem Winter 1851/52 hielt der freisinnige lebenslustige Pfarrerherr der von Heidelberg eine Stunde neckar-aufwärts anässigen evangelischen Dorfgemeinde Ziegelhausen

den wie es scheint ersten Cyklus jener Vorträge über den Stand der Astronomie und anderer naturwissenschaftlichen Disciplinen, welche er von da ab mehrere Jahre hintereinander während der Winterzeit theils vor dem engeren Kreise im „Holländischen Hof“, theils vor einem gewählten Publikum beiderlei Geschlechts im Heidelberger „Museum“ gehalten hat und welche für uns besondere Bedeutung haben, weil in ihnen Scheffel, soweit er deren Zuhörer war, die Anregung zu seinen „naturwissenschaftlichen“ Liedern vom „Granit“, vom „Komet“, vom „Ichthyosaurus“, vom „Basalt“ zc. empfangen hat. Wer sich diesen Pfarrer von Ziegelhausen leeren Gerüchten nach nur als einen für seinen Stand übermäßig kneiplustigen Zechkumpanen vorstellt, welcher wie am Sonntage Responsorien, in der Woche übermüthige Kneiplieder mit gleicher Hingebung sang, macht sich einen sehr einseitig-falschen Begriff von dieser genialen Persönlichkeit. Daß er als simpler Landpfarrer vor einem erlesenen Publikum einer Universitätsstadt mit glänzendem Erfolge Vorträge über die Resultate moderner Naturforschung zu halten vermochte und zu halten sich gedrungen fühlte, ist gewiß ein größeres Phänomen als die Trink- und Singfertigkeit der Kehle dieses geistlichen Herrn. Auch um seiner selbst willen verdient er die eingehendere Würdigung, welche der Biograph Scheffel's ihm schuldet.

Pfarrer Christoph Schmezer stand damals noch in der Blüthe kräftigen Mannesalters, war aber doch um so viel älter als Scheffel, daß er hätte können dessen Vater sein. Er war fränkischen Stammes und am 29. April 1800 zu Wertheim am Main geboren. Studirt hatte er 1820—23 in Halle und Heidelberg; von besonderem Einfluß auf ihn waren namentlich Daub und Paulus gewesen, von denen letzterer sich bekanntlich durch seine natürliche Erklärung der Wunder Jesu einen Namen gemacht hat. Wie dieser gehörte er der rationalistischen Richtung an, der er bis an sein Ende treu blieb. Namentlich zu Halle war er ein eifriger Burschen-

schafter gewesen, als humorvoller Redner und Sänger unter seinen Commilitonen hervorragend. Sein Examen machte er als Badenser unter J. P. Hebel, der damals Prälat war. In den Jahren 1830—39 war er dann Pfarrer in Baden-Baden und von 1840—75 in Ziegelhausen. Dem reaktionären Kirchenregiment, welches schon vor dem Hereinbrechen der politischen Reaktion das liberale abgelöst, war er ein Dorn im Auge und so ließ man ihn — trotz seiner eminenten Begabung — auf seiner kleinen ländlichen Pfarre, wo es ihm jedoch, Dank der Nähe Heidelbergs, ganz vortrefflich behagte. Schon als Student hatte sich in ihm ein reges Interesse für die Naturwissenschaft, vor allem die Astronomie geregt; er hatte sich einen reichen Schatz exakter Kenntnisse auf diesem Gebiete erworben, welche er schon wiederholt als Redner und Schriftsteller verwerthet hatte, ehe er in Heidelberg mit dem Unternehmen hervortrat, einen Cyklus populärer Vorträge — zunächst über Astronomie — zu eröffnen. Unter dem Titel „Die Himmelsräume und ihre Welten“ erschien dieser erste größere Cyklus von Vorträgen im Jahre darauf als Buch (Heidelberg, J. C. B. Mohr), geschmückt mit sieben Steindrucktafeln, welche nach Zeichnungen hergestellt waren, die vom Pfarrer selbst herrührten und ihm beim Vortrag zur Erläuterung gedient hatten. In der vom September 1852 datirten Vorrede giebt Schmezer ausdrücklich an, daß er in dem Buch eine Reihe von Vorträgen, die er im Laufe des vergangenen Winters in Heidelberg gehalten habe, dem größeren Publikum vorlege. Die Lektüre dieser noch heute schätzenswerthen populären Himmelskunde lehrt uns den Verfasser kennen als einen klarblickenden und redengewandten Forscher, der für den Wunderbau des Weltalls ebenso exaktes Verständniß wie begeisterungsvolle Bewunderung hatte, und lehrt uns begreifen, wie dieser Redner auch ein anspruchsvolles Publikum, wie die Freunde aus dem „Engern“ es waren, zu befriedigen und zu fesseln gewußt hat. Daß Schmezer mit

diesem Ernst für die Wissenschaft eine unbeschränkte Empfänglichkeit für alle Art von Humor verband, machte ihn zu einem so geschätzten Kameraden in diesem Kreis. Seine Spezialität war der melodramatische Vortrag humoristischer Gedichte und Lieder. Wie sein Bruder, das langjährige Mitglied der Braunschweiger Oper, war er im Besitze einer Stimme von seltener Kraft und Fülle und nicht nur seine Kenntniß der humoristischen Musikliteratur, sondern auch eigene Begabung setzten ihn in den Stand, für neue Texte dieser Art charakteristische und wirksame Melodien zu erfinden oder wenigstens zu finden. Eines seiner Hauptstücke, ehe die Lieder Scheffel's ihm bekannt und seine Lieblinge wurden, war der Vortrag des Mühler'schen „Grad aus dem Wirthshaus komm' ich heraus“, das er um mehrere äußerst drastische Verse bereichert hatte. „Das mußte man hören und sehen; ich glaub', selbst der gestrenge Minister von Mühler, der bekanntlich von seiner Jugendliryk nichts mehr wissen wollte, hätte seine Freude an diesem Bruder in Christo gehabt“, schreibt mir einer der wenigen noch am Leben befindlichen Mitglieder dieses Kreises (H. Schleuning). Damals, so scheint es, machte Scheffel diesem humorvollen Interpreten seiner bis dahin entstandenen Lieder das Album zum Geschenk, in welchem er eine Auswahl dieser letzteren und andere von Schmezers Lieblingsliedern eingetragen hatte, welches dessen Sohn, Herr Gymnasialprofessor Schmezer in Mannheim, heute als kostbares Vermächtniß hütet; das Ganze schmückt eine humoristische Zeichnung, zu welcher dem Dichter das genannte Mühler'sche Lied das Thema geboten hatte. Da Scheffel's Lied vom „armen Kometen“ — welches nach dem alten Häfulein-Liede gebildet ist — lauter Motive verwerthet, die in Schmezer's Vorträgen über dieses Thema im ersten Cyklus vorgekommen waren, so ist es wahrscheinlich, daß dieses das erste der „naturwissenschaftlichen“ seiner Lieder ist. — Schmezer war von mittlerer Statur, sein bartloses geistreiches Antlitz erhielt durch eine energische Nase und ein ebenso

energisches Kinn ein kräftiges Profil; über mimische Ausdrucksfähigkeit verfügte er besser als gar mancher Schauspieler. Scheffel hat in seinen späteren Liedern wiederholt diesen Freund verherrlicht; am treuesten wohl in jenen Zeilen im „Pumpus von Perusia“, wo er als „Augur von Tegulinum“ (d. i. Ziegelhausen) vorgeführt wird:

„Weisheit entströmt bedachtsam zehender Männer Mund,
 Zumal an jenem obern, linnenweißen Tisch,
 Wo Tegulinums Augur, später Mitternacht
 Trotz bietend, ausharrt, einer ehernen Säule gleich,
 Und sternenkundig vorstngt in dem Rundgesang.“

Als aber der geliebte Freund am 5. November 1873 sein fünfzigjähriges Dienstjubiläum bei rüstiger Gesundheit begehen konnte, da dichtete Scheffel auf ihn ein Festlied, das mit unverschleierter schlichter Herzlichkeit seine Bedeutung kennzeichnet, wie der 3. und 4. Vers hier beweisen mögen:

„Begann des langen Winters Nacht
 Durch's Neckarthal zu dunkeln,
 Sah oft der Schiffer durch die Nacht
 Des Pfarrhofs Kämpfelein funkeln:
 Er war's, der einsam übersaß,
 Den Kosmos zu erlernen,
 Und was er nicht in Büchern las,
 Das las er in den Sternen!
 „Doch Frühlings, wenn das Maikraut blüht,
 Da ging er zu den Sängern
 Und sang manch' lustig pfälzisch Lied
 Zu Heidelberg im Engern.
 Zum Krittler, dem's zu lustig war,
 Sprach er: „Was Krittsiren?
 Ich werd' ja doch einst Jubilar,
 Drum laßt mich jubiliren!“

In fast noch innigeren Verkehr trat Scheffel in jener Zeit, die er zwischen Karlsruhe, Heidelberg und Bruchsal theilte, zu einem dritten Mitgliede des Kreises, den Privatdozenten für

„Rechtsphilosophie“ Dr. Ludwig Knapp. Beide standen sich im „Engern“ nicht nur dem Alter nach am nächsten — Knapp war am 20. februar 1821 zu Darmstadt geboren — sie hatten auch im Wesen und Erleben viel Gemeinsames. Auch Knapp hatte den Amtsgeschäften eines jungen Staatsbeamten und der hergebrachten Rechtsprechung damaliger Zeit keine Sympathie abgewinnen können, und was in Scheffel gährend zum Entschluß reifte, das lag bereits vollzogen hinter Knapp, er hatte im Jahre 1848 als hessischer Accessist in Darmstadt den Dienst quittirt. Er war darauf in Heidelberg Privatdozent in der juristischen fakultät geworden mit der Absicht, die Wissenschaft vom Recht in ihrer philosophischen Reinheit darzustellen. Vorher, schon als Student in Gießen und Heidelberg, namentlich aber während der Accessistenzeit in Darmstadt, hatte er sich als Dichter versucht, worin er durch die anregende Theilnahme, die er im gastlichen Hause des Arztes Minnigerode fand, bestärkt wurde. Die familie gehörte zu den Trägern der damals in Darmstadt herrschenden schöngeistigen Bildung, namentlich gab die junge frau darin den Ton an, deren Wesen als ein „hochgespanntes“ geschildert wird, und die bald nach dem Tode des Arztes die Gattin Knapp's wurde. „Neben vielen lyrischen Versuchen, heißt es in einem biographischen Aufsatz über ihn (von Bolin), von denen eine Auswahl nachmals unter dem Titel „Heidenlieder“ im Druck erschien, beschäftigte ihn auch ein Drama, Joseph II., welches fragment blieb und nicht veröffentlicht wurde. Beide Leistungen, namentlich die letztere, legen das Zeugniß ab, daß die Begabung keineswegs hinreichte, um mit durchschlagendem Erfolge eine Zukunft als Dichter zu begründen.“ Sein Talent war denn auch von Grund aus ein philosophisches und durch ein späteres Werk dieser Art hat er sich als Denker von ursprünglicher Kraft in seiner vollen Eigenart offenbart. Die Erkenntniß derselben hatte ihn zu der Habilitation als Privatdozent in Heidelberg veranlaßt. Als Student war er ein

flotter Corpsbursche gewesen und aus dieser Zeit hatte er in's reifere Leben einen Hang zu geselliger Gemeinschaft mit geistig regen Genossen und allerlei Cavaliersbedürfnisse mithin-übergenommen; wie er beispielsweise ein passionirter Reiter blieb. Dazu paßte es freilich nur wenig, daß er ohne Stellung und Einkommen gerade in dieser Zeit des Berufswechsels zu jener Ehe sich entschlossen hatte. Das Vermögen seiner Frau war auch nicht bedeutend und die Vorlesungen über Rechtsphilosophie, gerichtliche Medizin und Nationalökonomie brachten so viel nicht ein. Von der Vollendung eines begonnenen wissenschaftlichen Werks wurde er durch die aus dieser Situation sich ergebenden Mißstimmungen immer auf's neue abgehalten. Häusliches Unheil trat hinzu. Bald zeigten sich bei seiner Frau die Vorboten einer unheilbaren Geisteskrankheit. Erholung und Zerstreuung wurden ihm unter diesen Sorgen immer mehr zum Bedürfniß und er fand sie, gerade entsprechend seinem genial-excentrischen Wesen, unter den Sodalen des „Engeren“.

Auch auf diesen Originalmenschen hatte der Geist der Zeit tief eingewirkt und das bedeutende Werk, das er der Welt hinterlassen und welches während der Blüthezeit des „Engeren“ in langsamem Wachsthum entstand, seine von Ludwig Feuerbach's Geist beeinflusste „Philosophie des Rechts“ hat er selbst als einen Versuch bezeichnet, „die Grundsätze der Freiheit in einer Schrift zusammenzufügen“, diesen Versuch aber als das innigste Streben seines Lebens. Dieses Werk, an welchem er damals schon arbeitete und dessen Gedankengang sich auch in seinen Gesprächen mit seinem Freunde Scheffel widerspiegelte, hat bei seinem Erscheinen wenig Anerkennung geerntet — Ludw. Feuerbach war der Einzige, der ein gewichtiges Wort zu seinen Gunsten sprach; dagegen ist es neuerdings der Gegenstand eingehender Würdigung geworden und erscheint danach berufen, noch größere Wirkungen in der Zukunft zu entfalten. Das Neue

an dem, einem keuschen edlen Denkergeist entborenen Werk war vor allem die darin auf das Recht angewandte naturwissenschaftliche Methode. „frei, hoch und wunschlos erhebt sich die Naturwissenschaft über die Denkgläubigkeit und diese Wunschlosigkeit muß auch das Zeichen der geschichtlichen Wissenschaft werden.“ Wir müssen darauf verzichten, eine Analyse desselben zu geben, wie sie Albrecht Rau in dem Werk „Eudwig Feuerbachs Philosophie 2c.“ (Leipzig 1882) geliefert hat. Hier reihen wir nur einige der Hauptsätze seiner Lehre an einander. Das Recht ordnet sein System der Sittlichkeit unter. Da das höchste Interesse der Gattung in der höchsten Summe der Einzelinteressen besteht, so folgt daraus als Prinzip für die Sittlichkeit, daß sie das Einzelinteresse, wenn es dem Gattungsinteresse widerspricht, zum Opfer verlangen muß. Die Affekte, durch welche der Einzelne zum Verstoß gegen das vorgestellte Gattungsinteresse getrieben wird bilden das Laster, die Handlungen, welche eines Andern Willen zu solchem Verstoß veranlassen, das Unrecht. Das bewußte Handeln im Gattungsinteresse unter Hintansetzung des eigenen Vortheils ist die Moral; der Zwang, den die Allgemeinheit ausübt, daß der Einzelne nicht gegen das gemeinsame Interesse handelt, ist das Recht. Die wachsende Moral der Individuen ist die Quelle, in welcher sich die Rechtsfassungen immer aufs neue reinigen und verjüngen. Das Wesen der Freiheit endlich erkennt Knapp in der Einheit des Denkens und des Rechtszwanges. Aus alledem folgt die Auffassung des Rechts im Zustand eines beständigen Entwicklungsprozesses, der mit der Entwicklung und Ausbreitung der Moral in organisch-engstem Zusammenhang steht. Daraus wieder die Thatsache, daß alle Rechtsinstitutionen geschichtlich geworden und den Gesetzen der Menschheitsentwicklung noch weiter unterworfen sind. Die höchste Blüthe seines Gedankenganges ist die Identifizirung der Liebe mit der Vernunft. Als Produkt des Glaubens erfüllt sich die Liebe in ihrer Reinheit nie: „die Liebe ist das universale Gesetz der Intelligenz und

Natur — sie ist nichts anderes als die Verwirklichung der Einheit der Gattung auf dem Wege der Gesinnung“ Scheffel's Geist, dem Abstrakten kraft elementarer Veranlagung abgeneigt, war nicht immer bereit, dem Triebe Knapp's, die konkreten Verhältnisse des Lebens auf ihre Grundprinzipien zu prüfen, Folge zu leisten: einen vollen Zusammenklang aber fanden die Anschauungen Beider in der Verurtheilung eines Rechtssystems, dessen Grundsätze einst „auf römischem Forum“ entstanden und nicht den heimischen Verhältnissen entsprossen waren. Dies ist sicher: Knapp's ätzend-scharfe Kritik bestärkte Scheffel nicht wenig in seiner Abwendung von dem eingeschlagenen Berufe. Unter dem Einfluß dieses Verkehrs schrieb er denn auch an Schwanitz, daß er im Begriff stehe, den Glauben an die Rechtswissenschaft überhaupt zu verlieren. Knapp's Werk erschien 1856, zwei Jahre vor seinem Tod, welcher ihn in Folge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde bei so jungen Jahren ereilte; zum tiefstem Leidwesen seiner Freunde, ihm aber willkommen, denn die radikalen scharfen Aeußerungen, welche sein Buch enthielt, hatten ihn zum Gegenstand noch schärferer, ja höhnischer und hämischer Aburtheilungen werden lassen und der ohnehin durch die Krankheit seiner Frau und materielle Sorgen tief niedergedrückte Mann zeigte sich in seiner wissenschaftlichen Isolirtheit diesem Schlag nicht gewachsen. Der trotzige Lebensmuth, die genussfreundige Lebenslust, die ihm ursprünglich eigen gewesen, waren gebrochen. „Er war uns ein treuer ritterlicher Freund, eine Seele ohne Furcht und Tadel“, schrieb Scheffel nach Knapp's Tod an Pfarrer Schmezer. Und in demselben Brief heißt es: „Der Engere wird auch wohl manchmal in trüber Stimmung die Gläser anklängen lassen, daß sein Prinz Carl die „nächtliche Heerschau“ nicht mehr abnimmt.“

Diese Anspielung bringt uns auf Knapp's gesellschaftliche Talente, die wie die von Häusser und Schmezer ganz ungewöhnliche waren. Nicht nur verfügte er ähnlich wie Scheffel

über eine fast univervelle literarhistorische Bildung — Professor Dilthey am Darmstädter Gymnasium war in dieser Beziehung von förderndem Einfluß auf ihn gewesen —; auch besaß er nicht nur ein feingebildetes ästhetisches Urtheil und einen so hochentwickelten Sinn für Poesie, daß er ihn eine Zeit lang für ein schöpferisches Talent halten durfte: er wurde als Gesellschafter noch durch eine besondere Gabe unterstützt. Diese bestand in der virtuos ausgebildeten Fähigkeit, alle möglichen Personen täuschend nachzuahmen. Professor Friedrich Knapp in Braunschweig, ein älterer Bruder des verstorbenen Philosophen, schreibt mir darüber: „Seine ganz ungewöhnliche Gabe der geistreichen Wiedergabe der Eigenart und charakteristischen Manier bekannter Personen, in der That unübertrefflich, gab seinem gesellschaftlichen Talente ein glänzendes Relief. Dies um so mehr, als dasselbe weniger dem bloßen spottenden Scherz diente, als vielmehr auch die Form war, in der er seiner Verehrung Ausdruck zu geben wußte. Er verstand das Wesen der Personen in prägnanter Darstellung gleichsam zu verdichten.“ Und Herr H. Schleming in Heidelberg, auch ein Genosse dieses Kreises, dessen Hauptmitglieder übrigens nicht nur bloß Mittwochs zusammenkamen, bemerkt zu der obigen Briefstelle: „„Prinz Karl“ sollte heißen „Prinz Emil“. Derselbe war der geistvolle jüngste Bruder des Großherzogs Ludwig II. von Hessen. Er war mit Napoleon I. in Rußland und ward von diesem bei Leipzig mit dem Zuruf angefeuert: „en avant roi de Prusse“. Sein knackender Gang und das Stockaufsetzen bei jedem Schritt, sein scharfer, gläserner Blick, den ganzen Mann wie vom Grabe erstanden, ahnte Knapp grausenerrregend nach, indem er unsern Tisch langsam umschritt, während Schmezer die nächtliche Heerschau mit Kesselpaukenbegleitung vortrug.“

Einen weiteren Beitrag zur Charakteristik Knapp's verdanke ich einem seiner ältesten Freunde, seinem Landsmann Otto Müller, dem Verfasser des Romans, „Der Professor von Heidelberg“.

Derselbe schreibt über ihn: „Er war das Muster einer grad-sinnigen noblen Natur, dabei zuweilen paradox bis zum Exzeß und unglücklich wie Hiob. Es wetterleuchtete beständig in seinem Hirn von genialen Plänen und Ideen; er verstieg sich bis zu den höchsten Sprossen der Gedankenwelt, aber auf einmal saß er wieder ganz gemüthlich bei seinem Schoppen „Kutscher“ und konnte mit einem Eckensteher oder Karrenschieber tiefsinnig über seinen arabischen Hengst plaudern, den er auf dem Stuttgarter Pferdemarkt um 19 Gulden 40 Kr. gekauft habe. Unterwegs sei ihm das edle Thier plötzlich katholisch geworden und bei einem Muttergottesbild bei Mannheim in die Kniee gefallen. Wenn er auf solche Pferdegeschichten zu sprechen kam, standen oft zwanzig Gäste um unsern Tisch (1854 zu Heidelberg) und hörten staunend die Wundergeschichten an. Er war der würdige Nefte seines Onkels, des Forstmeisters Louis in Eulbach; ich habe beiden ein kleines Denkmal in dem „Helm von Cannä“ zu setzen versucht. Auf Scheffel wirkte Knapp's Umgang geradezu elektrisirend.“ Knapp war es wohl auch, dessen standharter Kampf mit materiellen Sorgen und dessen humoristische Art, sie von sich abzuweisen, Scheffel gelegentlich veranlaßten, auch die Kunst des Helden Pumpus von Perugia und das Thema der Manichäertücke in den Bereich seiner Zechlyrik zu ziehen. Die bei weitem günstigere Position, die ihm selber in dieser Hinsicht beschieden war, hatten ihm persönliche Erfahrungen auf dem Gebiete erspart.

In Gesellschaft dieser beiden Originalmensen, Häusser's und noch einer bunten Schaar anderer geistig hochbegabter Vertreter der verschiedensten Wissenschaften schlug sich Scheffel die trüben Gedanken aus dem Sinn, welche in dem Gefühl, einem verfehlten Beruf zu leben, wurzelten. Den außerordentlichen Reiz eines ungezwungenen heiteren Verkehrs unter Männern, die so frei über reiche Schätze des Wissens verfügen, daß ihnen die ungezwungene Erörterung ernster geistiger

fragen wieder zur Quelle der Lust und des Genusses wird, empfand Scheffel nach der Vereinsamung, die er in dieser Beziehung in Säckingen erfahren, in gesteigertem Maße. Ihm war ja der „Genius Loci Heidelbergs“, der „Scherz, Humor und heitere Träume zum Wissense Ernst der alten Musenstadt fügt“, zudem auch schon in der Studentenzeit zum Genius seiner eigenen selbstständigen Regungen als Poet geworden. Lieder eines „fahrenden Schülers“ hatte er diese Versuche genannt und das Gefühl — wie die Sänger der „Vagantenlieder“ im Mittelalter — ein „fahrender Schüler“ zu sein, der unruhig in der Welt umhergewirbelt wird, allzeit bereit, in froher Menschen Mitte dem Frohsinn ein Loblied zu singen, hatte sich in seiner Seele seitdem immer tiefer festgesetzt. „Und ich bin immer noch derselbe fahrende Schüler, ohne Ruhe, ohne Stellung, mit unbefriedigtem Drang in's Weite“, dies bereits citirte Wort ist dafür außerordentlich bezeichnend. Seine germanistischen Studien, sein Lesen in den alten Helden sagen, denen fahrende Spielleute ihre jetzige Gestalt gegeben, in den duftigen Liedersträußen, die Minnesang's Frühling der Welt hinterlassen, all das wirkte in aller Stille dahin, ein romantisch-verklärtes Ideal des fahrenden Künstlerthums, wie es der Cultur einer früheren Zeit unserer deutschen Geschichte eigen war, in dieser Stimmungswelt heranzubilden. War doch nach seinem eigenen Bekenntniß (Brief an Knapp im April 1857) sein Geist von jener Art, „welche jede Abstraktion in einen bildlichen Eindruck verwandelt“. Wenn er jetzt die 1848 von Schmeller herausgegebenen lateinischen und deutschen Vagantenlieder, die nach dem Fundort der Handschrift (Benediktbeuern) *Carmina burana* benannt sind, mit wachsender Vorliebe studirte, so daß sie ihm weiterhin zum Lieblingsbuch wurden, so vernahm sein Ohr nicht bloß diese theils übermüthig-kecken, theils tiefempfundenen Gesänge mit dem Ausdruck des vollen Lebens, sondern sein geistig Auge sah auch die jugendlichen, wagehalsigen Gestalten, auf deren Lippen

solche Weisen zuerst erlangen. Wenn er dort einen so hochgemuthen Spruch las wie den von Jugendkraft erschwelenden:

„Were diu werlt alle min
von deme mere unze an den Rin,
des wolt ih mih darben,
daz diu chünegin von Engellant
lege an minen armen“ —

so stellte sich ihm ein Bild dar ähnlich dem, wie er es bald danach in das 2. Stück seines Trompetersangs einfügte: das verwegene Ständchen des fahrenden Scholaren Werner Kirchof, das dieser zu der Kurfürstin Eleonore auf dem Schloßbalkon emporschmettert. Was ihm im besonderen diese Goliardenpoesie so sympathisch machte, hat er selbst später in der Anmerkung 44 zu „Fahrender Leute Psalterium“ in „Frau Abenteuer“ hervorgehoben: „die auf klassische Bildung ruhende üppige Lebensheiterkeit und eine die Gebrechen der Berufsstände, besonders ihres eigenen, . . . scharf geißelnde Satire“. Wenn er dort von den „Fahrenden“ sagt: „sie ahmten in drolligen Schriftstücken den erzbischöflichen Curialstil nach“, so bezeichnet er damit ein Symptom seiner eigenen Verwandtschaft mit ihnen, wie seine eigenen drolligen Schriftstücke, die den amtlichen Curialstil verspotteten, beweisen. Und in diese Stimmungswelt, die ein organischer Theil seines Seelenlebens ward und aus der ab und zu jene prächtigen Wanderlieder hervorkeimten, die im Tone eines fahrenden Schülers gesungen sind, mischten sich im Gespräch mit den Freunden auch die heiteren Erinnerungen, die der Aufenthalt in Säckingen in seiner Seele zurückgelassen. Da erzählte er in seiner dialektisch gefärbten, urfrischen Weise von den Freunden und Verhältnissen, die er in der entlegenen Waldstadt zurückgelassen, von den starfknochigen Hauensteinern im Hohenwald, von dem „füürigen Alexander“ mit seinem

Wahlspruch „Gjoffe mueß doch sv“ und der Name des Einöds-Wirthshauses auf dem todten Bühl „Zum durren Aft“ trug ihm den Ehrennamen des „fahrenden Schülers Josephus vom durren Aft“ ein, der im Jahre darauf in den „Meister“ dieses Namens umgewandelt wurde. Der Schluß der Vorrede zum Trompeter spielt auf diesen Namen an und auch in den Engadiner Briefen klang die Beziehung auf in dem Citat aus dem alten Volkslied von dem abgewiesenen Buhlen: „Geh Du nur immer hin wo Du gewesen hast und binde Deinen Gaul an einen durren Aft.“

Wir haben allen Grund anzunehmen, daß er es selbst war, der sich jenen Namen gab und daß weit mehr als jenes Gasthaus im Hohenwald dies Volkslied mit seinem höhnischen Schluß hierzu den Anlaß bot. Jenes Herzensverhältniß, dessen wir am Schlusse unseres die Studienzeit Scheffel's schildernden Kapitels Erwähnung gethan, hatte offenbar inzwischen eine Wendung zum Schlimmen genommen. Was die beiden jugendlichen Herzen entfremdete, entzieht sich der Oeffentlichkeit; es scheint, daß Scheffel, dessen Wesen keinen Blutstropfen vom schmachtenden Seladon hatte, mit Beweisen seiner dauernden Neigung zu zurückhaltend war, um im Herzen des willensstarken Mädchens das Vertrauen in seine Beständigkeit lebendig zu erhalten. Wie das so oft in ähnlichen Verhältnissen geht, wo ein heiratsreifes Mädchen sich zu einem noch mitten in seiner Entwicklung begriffenen Jüngling hingezogen fühlt, so vollzog es das Schicksal auch hier. Das Mädchen gab den säumigen freier auf und der Jüngling fühlte erst im Verlust die volle Kraft seiner Neigung. Die Base heiratete am 10. August 1852 einen jungen Fabrikanten, Namens Mackenrodt, der damals die große Zeller Porzellanfabrik als Reisender vertrat und nach der Hochzeit dann selbst eine Fabrik in Emmendingen gründete. Scheffel seinerseits, ein Stimmungsmensch durch und durch, über welchen die Eindrücke des Augenblicks eine große Macht hatten, und der instinktiv fühlte, daß sein Lebensweg noch manche

Windung vor habe, ehe der „fahrende Schüler“ im Hafen einer eigenen Häuslichkeit und ehelichen Glücks werde münden können, hatte offenbar seinerseits jene lyrische Zuneigung empfunden, welche mehr zum Träumen als zum entschiedenen Handeln als freier drängt. Von der Tiefe und Schönheit dieser lyrischen Träume ist sein „Crompeter“ das unvergängliche Zeugniß. Wie tief aber dieses Erlebniß schmerzliches Bedenken in seiner Seele zurückließ, wird jeder Leser leicht ermessen, wenn er erfährt, daß das düstere Gedicht „Der Irrgang“ in „Frau Aventure“ von Scheffel später auf einer Wanderung von Zell am Fahrenbach, wo die Hochzeit der Cousine stattgefunden hatte, durchs beschneite Kinzigthal gedichtet worden ist. Bereits in jenen Herbsttagen des Jahres 1851 nun scheint Scheffel eine Ablehnung zu verwinden gehabt zu haben. Im Kreise fröhlicher Gesellen, denen er doch nicht nahe genug stand, um sie zu Vertrauten zu machen, wie er denn überhaupt in intimeren Empfindungssachen außerordentlich zurückhaltend und verschwiegen war, hatte er wohl den Muth gefunden, sich, ihnen unbewußt, in der angedeuteten Weise als Ritter vom dürren Ast selbst zu ironisiren; als er dann aber mitten im Winter nach Bruchsal zu neuer Amtsthätigkeit übersiedelte, als er sich hier auf einmal von allem fröhlichen Verkehr abgeschnitten sah und die schlimme Melancholie wieder Herrschaft über ihn gewann, da kam's mit Wehmuth und Sehnsucht über ihn, da schlich sich eine Anspielung auf sein Innenleben sogar in eine humoristische Klagepistel an die Freunde im „Engeren“. Und unter dem Einfluß dieser Stimmung dürfte die Sehnsucht nach der Stätte seiner lichtesten Jugendträume und heitersten Lebensstunden, nach Heidelberg, jene weichen vollen Gefühlstöne gefunden haben, die das wundersam innige Lied auf Altheidelberg durchschwellen, jenes Lied, in dem er den Musensitz am Neckar mit einer Braut vergleicht . . . „es klingt wie junges Lieben Dein Name mir so traut.“ Mir wenigstens will es unzweifelhaft erscheinen, daß die Strophe:

„Und stechen mich die Dornen,
 Und wird mir's drauß zu fahl,
 Geb' ich dem Roß die Spornen
 Und reit' in's Neckarthal“ . . .

damals entstanden ist, als er nach einem vierteljährigen Aufenthalt in Bruchsal an den Freund Schwanitz in Eisenach schrieb: „In mir hat sich allmählig ein Gefühl unendlichen Ekels angesetzt, das noch einmal zu irgend einer Explosion kommen wird und leider hab' ich sogar den Humor verloren, der sonst als grüne Pflanze („Mauerpfeffer, *sedum acre*“) aus den Trümmern abgelebter Zeiten hervorsproßte . . . Bruchsal ist eine langweilige Seestadt — und Sekretär am Hofgericht ist eine langweilige sociale Position. Die ganze lebensfrische Anschauung der Dinge wird durch dieses ewige Altenlesen, — durch diese Handtierung mit Tinte und Feder demoralisirt. Ich halt's nicht mehr lange aus und bin schier im Begriff, meinen Glauben an die Rechtswissenschaft selber zu verlieren. Ich stehe hier ganz allein, — Niemand kennt oder versteht mich, Erfahrung und Menschenverachtung hat mich selbst schweigsam, mißtrauisch, spürnasig gemacht. — Höchstens fahr' ich einmal nach Heidelberg zu meinem Graubündner Reisegefährten, Professor Häusser, und frische mich in guten Erinnerungen ans Engadin und rhätische Alpenpracht an.“

„Ich stehe ganz allein“ — dies Wort an Schwanitz ist aber doch nicht ganz wörtlich zu nehmen. Einer seiner Vorgesetzten, Hofgerichtsrath Preuschen, ein auch poetisch begabter Mann und Verfasser einer Geschichte des Großherzogthums Baden, den Kamm als eine geniale und humoristische Persönlichkeit schildert, nahm sich des Vereinsamten an. Er mochte über das Leben im damaligen Bruchsal, in dessen Zellengefängniß einer der Führer der badischen Revolution, Otto von Corvin, schmachtete, ziemlich gleich denken wie sein junger Freund. Wer beim Durchblättern der älteren Jahrgänge der „fliegenden Blätter“ aus den vierziger und fünf-

ziger Jahren auf ein kleines griechisches π als Unterschrift stößt — es sind namentlich Handwerksburschenlieder und dergleichen — hat Zeugnisse seines liebenswürdigen Humors vor sich und wird die Seelensympathie des jüngeren und älteren Mannes erst recht begreiflich finden. Preuschen führte seinen Schützling auch in ein literarisches Kränzchen ein, das damals abwechselnd bei den Familien des Dr. Fretter, des Hofgerichtsassessors Mais, der Hofgerichtsräthe Camerer und Preuschen seine Zusammenkünfte hatte. Man las hauptsächlich die damals neuen Abhandlungen von Gerwinus über Shakespeare; ein paar Mal las auch Scheffel alemannische Gedichte von Hebel vor. Das war auch der Fall am Himmelfahrtstag 1852, wo Scheffel bei Camerers im Kreise der Kränzchenmitglieder seinen Abschied beging. Am anderen Morgen trat er seine italienische Himmelfahrt an, fügt Hauptmann Klose der Mittheilung dieser Thatsachen hinzu, die für uns von besonderer Wichtigkeit durch die nun folgende weitere Angabe werden. Dieser Hofgerichtsrath Preuschen hatte nämlich zum ständigen Hausgenossen einen Kater, der den originellen und doch so bezeichnenden Namen Hiddigeigei führte und da Scheffel bereits als Knabe im Vaterhaus sich an die Gesellschaft wohlherzogener Hauskatzen gewöhnt hatte, wie uns Alberta von Freydorf in der Einleitung zu den Märchen der Frau Majorin erzählt hat, wurde der höchst intelligente Kater seines väterlichen Freundes ihm ein theilnehmender Kamerad in so mancher Stunde kontemplativen Sinns. So ist denn auch der philosophische Kater im „Trompeter“ keine phantastische Erfindung, noch weniger eine ergrübelte Nachahmung anderer literarischer Kater, sondern sammt seinem Namen direkt dem Leben entnommen. Als die Dichtung um Weihnachten des nächsten Jahres erschien, schickte Joseph seinem väterlichen Bruchsaler Freund ein Dedikations-Exemplar mit folgender Widmung:

„Herrn Hofgerichtsrath Preuschen
in Bruchsal

dem Herrn und Meister des wahren geschichtlichen Hiddigeigei.“

Wer nach Kenntnißnahme dieser Thatsache die „Lieder des Katers Hiddigeigei“ durchliest, wird gleich uns finden, daß auch diese Gedichte biographische Bedeutung haben, daß auch sie — gleich den „Liedern des stillen Mannes“ — herausgewachsen sind aus den ureigenen Stimmungen des Dichters; besonders charakteristisch ist hierfür das 9. der Lieder mit seiner Klage über die „gemäßigte Zone“.

Und noch war Scheffel keine Woche in Bruchsal gewesen, als er in der von ihm für solche Fälle besonders beliebten Form der Verspottung juristischen Aktenstils eine Epistel an den „Engeren“ richtete. Der Inhalt umschreibt in launiger Weise das Geständniß, daß ihm in dem neuen Aufenthaltsort nichts übrig bleibe, als sich dem stillen Trunk zu ergeben und beweist, daß damals der Humor, den er mitgebracht, noch keineswegs auf das Trockene gerathen war. Sie lautet:

„Bruchsal, den 15. Dezember 1851.

Nr. 17.

Den stillen Trunk in Südwest-
Deutschland betreffend.

In Erwägung, daß die Ansicht des Literarhistorikers Gervinus, „es sei Nichts Ekler, als ein einsames Saufen“ durch die Culturgeschichte und constante deutsche Praxis (*opinio juris*) als durchaus unbegründet wiederlegt wird, — daß vielmehr der stille Trunk zur Zeit als die letzte Verlautbarung des Weltgeistes angesehen werden muß;

In Erwägung, daß die organische Verbindung zwischen Ocean und Festland auch zu der Consequenz führt, daß auf einen Schellfisch ein paar Flaschen Rheinwein gesetzt werden, daß es jedoch im Binnenlande Seeplätze giebt, wo diese Consequenz nur von einzelnen Denkern gezogen wird, — und daß diese schon darum zum stillen Trunk schreiten müssen, weil zur Zeit Niemand mit ihnen trinkt, und im Unterlassungsfall

der allen andern vorgehende Rechtsgrundsatz „g'soffe muess doch sy“ gröblich verletzt werden würde; daß ferner Bruchsal entschieden als solchen Seeplatz sich qualificirt —

In Erwägung, daß die Liebe im Allgemeinen als Illusion erscheint, und auch König Harald von der Edith Schwanenhals, wiewohl ihm selbe 3 Narben in die Schulter gebissen, sich wieder dem Fischen zugewendet, aber bei Hastings von den Normännern erschlagen worden —

In Erwägung, daß übrigens alle Geschichtstudien vergeblich sind, indem zwar schon Tacitus die Lehre vom modernen Staatsstreich bündig entwickelt hat — Ann. I. 2.

„ubi militem donis, populum annona, (sprich: octroâ)
cunctos dulcedini otii pellexit“

und der Bürger Thiers sich dennoch abfassen ließ,

„ha' — hamm, Hamm^{er} dich émol
an dei'm verrissenen Camisol

Du schlechter Kerl —

In Erwägung, daß inzwischen auch das Murrelthier ein biederer Geschöpf ist, wiewohl es des Winters einsam in seiner Höhle sitzt und einen eigenthümlich schrillen Ton von sich giebt,

In Erwägung, daß schon mancher Anfang wegen nach 9 Uhr eingetretener Begriffsverwirrung ein schiefes End genommen und selbst der Geheime Sekretär Thufmann, der doch bereits mit der Registratur des mittelhheinischen Hofgerichts von Raftatt nach Bruchsal überstedelte, in Verlegenheit kommen kann,

B e s c h l u ß :

1) Sei der Bürger Groos in Heidelberg um gefällige Auskunft darüber zu ersuchen, was für ein End-Erkenntniß aus diesen Entscheidungsgründen zu folgern sei.

2) Wird fürsorglich vom Erkenntniß des Bürger Groos die Berufung an den Engeren als sachverständiges Collegium und II. Instanz angezeigt.

3) Sei zu Bette zu gehen.

Casségasse bei Notar Steinle.

Herrn Buchhändler Groos (Academische Anstalt für
Literatur und Kunst) Heidelberg.“

Dieser Brief hat trotz seiner spaßhaften Fassung einen biographischen Werth. Die „innere Melancholie“ verläugnet sich in keiner Zeile dieses Humors. Die Anspielungen auf Thiers, die Engadiner Reise, die Säckinger Reminiscenz deuten auf einen eben erst abgebrochenen Verkehr im „Engeren“ hin und die „Erwägung“, daß die Liebe im Allgemeinen eine Illusion sei, erscheint uns heute, in dem aufgewiesenen Zusammenhang ebenfalls als eine verschleierte Aeußerung subjektiven Empfindens. Wer aus dem burschikosen Kneipton dieser Epistel jedoch schließen wollte, Scheffel habe in diesem Bruchsaler Interim seine Berufsgeschäfte vernachlässigt, würde ihm Unrecht thun. Karl Bartsch hat in der „Allg. Ztg.“ (a. a. O.) auch über diese letzte Phase des Rechtspraktikanten Scheffel einen amtlichen Bericht beigebracht, in welchem es heißt: derselbe habe „sich fortwährend durch seine Leistungen im Sekretariate, sowie durch erstattete Vorträge sowohl hinsichtlich des Fleißes als hinsichtlich des Talents und der Kenntnisse in hohem Grade wahrhaft ausgezeichnet.“ Es macht den Eindruck, als habe er durch gewissenhafteste Pflichterfüllung dem Vater zeigen wollen, daß es nicht Leichtsin und Trägheit sei, was ihn zur Aufgabe der Beamtenlaufbahn drängte.

Um ihn zu diesem Entschlusse zu drängen, hatte es jetzt nur eines Anstoßes von außen bedurft, der seiner unbestimmten Sehnsucht ein festes Ziel vor's Auge stellte. Dieser Anstoß kam ihm von Rom. Dorthin war sein alter Kamerad Julius Braun von einer größeren Reise durch den Orient eben zurückgekehrt, als er gerade seinen Sekretariatsposten in Bruchsal angetreten hatte. Er hatte eben seine humoristische Jeremiade an den „Engeren“ abgesandt, als er von diesem Freund ein langes Schreiben erhielt mit der Aufforderung, so bald als möglich zum gemeinsamen Aufenthalt nach Rom zu kommen. Scheffel, tief ergriffen von dieser verlockenden Aussicht, setzte sich sofort hin, zu folgender inhaltsvollen Antwort, welche

nur um weniges gefürzt, Braun's Wittwe, Frau Rosalie Braun-Artaria in dem bereits angezogenen Aufsatz der „Gartenlaube“ zuerst mitgetheilt hat. „ . . . Während wir in Altdeutschland herum sitzen und uns immer noch die Augen reiben, als hätten wir einen bösen Traum geträumt, hast Du Dir auf klassischem Boden die Sohlen abgelaufen, manchen scharfen Ritt durch die Wüste und die ausgebrannten Steinberge Kleinasiens gemacht und vom Steuer Deines Schiffes hinaus in's blaue Meer des griechischen Archipels geschaut, und nun ruhst Du im alten Rom und rekapitulirst hinter dem Vater Herodot, der vor grauen Jahren desselbigen Weges gefahren, Deine Reisebilder.

„Lieber Langer, wem das zu Theil geworden, der darf wieder manchen schlechten Tabak in Deutschland rauchen, er hat immer was Erkleckliches voraus . . . Ich hab im rauhen Schwarzwald oben in Säckingen und auch zu Herrischried, wo ich im Ochsen und sonst mir manchen guten Freund erworben, gar oft meine Gedanken zu Dir fliegen lassen und die schmutzigen Wände meiner Amtskanzlei kamen mir immer grün vor, und meine Hauensteiner wurden vom jungen Amtmä, immer viel glimpflicher behandelt, wenn ich ein Wanderblatt aus Italien oder aus dem Orient zu Gesicht bekommen hatte . . .

„ . . . Langer! Dein gestriger Brief hat mir in's Herz geschnitten. Hättest Du vier Wochen früher geschrieben, so wäre jetzt mein Bündel geschnürt, und ich käme zu Dir über die Alpen, bräche in Rom bei Dir ein und sagte: Mensch, hauche mich an mit Deinem Odem, auf daß ich des Tintenschreibens erlöst werde. Um Neujahr wollt' ich fort, da kam der Louis Napoleon mit seinem Staatsstreich, und wiewohl mich's herzlich gefreut hat, daß der kleine Thiers auch einmal mit jenem keltischen Gesang: „Ha' — ham' — hammer Dich emol 2c.“ abgefaßt und nach Ham in Schatten gesetzt wurde, so schien mir die Landstraße doch zu kritisch, um jetzt darauf zu wandern. Von Dir hatt' ich auch keine Nachricht, dachte, du führst von Konstantinopel donauwärts heim.

„Um ein paar Monate nützlich zu arbeiten, laß ich mich von Bruchsal an's Hofgericht verschreiben und wie ich kaum ein paar Tage hier sitze, kommt Dein Brief; ‚Rathe, wo sind wir jetzt?‘ habe ich mich gefragt, den Brief in der Hand und die Gluth des Orients im Sinn. Auf meinem Sekretariat, wo die Gipfel des Zuchthauses zum Fenster hereinwinken und der alte Sekretär Sch , der bereits 50 Jahre im Amt ist und nur noch im Kanzleistil denkt und ein Gesicht hat wie ein Schellfisch und vor lauter Dekreten und Urtheilen die Liebe vergessen hat, so daß er sie jetzt — zu spät — nur seinem Hund Pfefferle zuwenden kann — und um mich herum seinen Tabak schnupft — da sind wir jetzt! Daß ich's nicht lange aushalten werde, begreifst Du. Leer, unbefriedigt fahre ich schon lange in der Welt herum. In Karlsruhe bin ich oft stundenlang vor den Gypsabgüssen gestanden, am Donnerstag hab ich der Frau Venus von Melos meinen Besuch gemacht, am Samstag der kleinen Büste der Sappho oder der schleierduftigen Berliner Muse — ich muß mich an der plastischen Schönheit antiker Welt und südlicher Natur erlaben, sonst verbeißt sich alle Sehnsucht nach innen und ich bin im Stande und schreib meinen Hofgerichtsräthen einmal wahnsinnige Entscheidungsgründe zu einem weisen Urtheil. Schreib mir deshalb, ob Du den Sommer noch in Rom bleibst . . . Ich wollte oft, ich hätte nie ein corpus juris gesehen und wäre in München Maler geworden . . .“

Wäre uns auch ein Einblick in Scheffels Briefe gestattet, die er in der diesem verhängnißvollen Dezebembtag folgenden Zeit an seine Mutter und Schwester aus Bruchsal gerichtet hat, so würden sie bestätigen, was sich aus diesen Voraussetzungen und dem Thatsächlichen, was uns Zeugen jener Zeit berichtet, klar ergibt. Als er Anfangs Oktober nach Karlsruhe kam, hatte er von seiner Reise durch's Engadin wie aus dem Schwarzwald viele Skizzenblätter heimgebracht, die nicht nur

den Beifall der Seinigen, sondern auch den der im Hause der Eltern verkehrenden Künstler gefunden hatten. Man war einig gewesen, daß hier sich ein kräftiges Talent, dem nur die Ausbildung fehle, geäußert habe. Schon die zähe Treue gegen die von Kindesbeinen an geliebte Kunst während der bisher so unruhig verlaufenen Entwicklungszeit Josephs sprach für eine besondere Begabung. Nun stand die bildende Kunst, besonders aber die Landschaftsmalerei beim Vater in hohem Ansehen. Er hatte keine Kosten gescheut, um das Talent der Tochter, das sich früher als im Sohn mit Entschiedenheit geregt, regelrecht ausbilden zu lassen, und er hatte kein Vorurtheil dagegen gehabt, daß sie sich allen Ernstes als Künstlerin entwickelte. Unter Leitung des bekannten Galleriedirektors Karl Ludwig Frommel, dessen anmuthige, duftige Weise der Landschaftschilderung dem Mädchen sehr sympathisch war, hatte es Marie Scheffel bereits zu erfreulichen selbständigen Leistungen gebracht. Im Verkehr mit ihr, der von klein auf ein innig-zärtlicher war, und der in den Ferientagen nach der Heimkehr aus dem Engadin ein äußerst lebhafter wurde, regte sich im Bruder wieder mit Macht die schon als Lyceat empfundene Neigung, die Malerei berufsmäßig zu betreiben, jetzt in der Form der Reue, die rechte Zeit versäumt zu haben. — War es denn jetzt überhaupt zu spät? Die tiefe leidenschaftliche Sehnsucht nach Bethätigung des in ihm schlummernden Künstlerberufs, über dessen eigentliche Natur er sich — unter diesen Verhältnissen begreiflicher Weise — täuschte, deutete er als eine ermunternde Antwort auf diese Schicksalsfrage. Schwester und Mutter, von der beredten Schilderung, wie unerträglich ihm sein jetziger Beruf sei, ergriffen, ließen sich gern zu der gleichen Ansicht bekehren. Aber der Vater?

Major Scheffel ist bei Besprechung dieser Entwicklungsphase in den Nekrologen auf den Sohn stets zu kurz gekommen. Man hat ihn als Tyrannen, als allen Kunstsinns baaren

Philister geschildert. Unsere bisherige Darstellung (vgl. das erste Kapitel) hat diesen Irrthum bereits beseitigt. Hatte Scheffel die Gestaltungskraft der Phantasie von der Mutter geerbt, den stark entwickelten Sinn für Farbe und schöne Form hatte er von dem Vater. Diese konnte ruhigen Herzens in einem ihrer Märchen ein Thier mit einem Schwanz begaben, das in Wirklichkeit keinen hatte; dem Sohne mit dem starken Wirklichkeitsinn konnte so etwas nicht widerfahren. Dieser Wirklichkeitsinn stammte vom Vater und ebenso der Sinn für die konkrete Naturschönheit. Wie er früher seine Kinder in den Ferien mit auf Reisen genommen, so hatte er dem Wandertrieb des erwachsenen Sohnes bisher niemals Schranken gestellt. Auch hatte das Wesen des etwas untersehten, aber schlank gebliebenen Mannes nichts Rauhes, und dem entsprach auch sein Aussehen. Einer seiner näheren Bekannten, Oberst Freiherr von Schilling (jetzt in Bamberg), schreibt darüber: Sein Kopf zeigte ein schönes Oval, das Profil war ein edles. Die Spuren von Blattern im Gesicht machten es nicht unschön, denn ein heiterer menschenfreundlicher Ausdruck, erhöht durch die dunkel, aber freundlich blitzenden Augen verschönten dasselbe. Sein Haupthaar blieb dunkel und dicht bis zu seinem Tode. Im sogenannten „faulen Pelz“ des Museums zu Karlsruhe, einem Casino der älteren Honoratioren, war Major Scheffel wegen seiner Unterhaltungsgabe geschätzt. — Scheffel's Vater, so schreibt mir der genaueste Kenner der Scheffelschen Familienverhältnisse, Hauptmann Klose in Karlsruhe, war von feinen und eleganten Umgangsformen; Die ihn als eckig und unbeholfen geschildert haben, sind völlig falsch berichtet. Das Ritterkreuz des russischen Wladimir-Ordens, das er besaß, hatte er für gewandte Dienstleistung als Dolmetsch in den Verhandlungen russischer und französischer Militärbehörden nach dem Kriege, der Napoleon niederwarf, erhalten. Ebenso bewies er seine weltmännische Bildung bei der Rheingrenz-Regulirung; für

Die Zärtlichkeit der Mutter theilte diese Bedenken nicht. Sie ließ nicht ab, ihrem Gatten klar zu machen, daß es ihr Joseph schwerlich wieder so gut in Rom treffen werde wie jetzt, wo der junge Professor Braun, der gefeierte Archäologe, ihn überall einführen könne. Er müsse dem Sohn, der ja stets nur das Lob seiner Vorgesetzten geerntet — und dabei konnte sie den Präsidenten des Bruchsaler Hofgerichts Staatsrath Beck für sich sprechen lassen — jetzt Gelegenheit geben, sein Talent zu erproben, gerade weil er es früher zu gering angeschlagen. Dann sprach für eine Reise nach Rom aber auch die Thatfache, daß der damals in dem Scheffel'schen Kreise geschätteste Meister auf dem Gebiete der Landschaftsmalerei, Ernst Willers, daselbst seinen ständigen Wohnsitz hatte. Julius Braun schrieb wohl, daß dieser bereit sei, Joseph als Schüler bei sich aufzunehmen. An Geld zur Reise fehlte es nicht; es scheint sogar, daß ein Legat der im Jahre vorher (am 20. Juli 1851) gestorbenen Großmama, deren Verlust von Allen tief betrauert wurde, dazu benutzt worden ist. Und so gelang es dem den vereinigten Anstrengungen, den Widerwillen des Vaters zu beugen und Josephs Pläne durchzusetzen.

In dem schon einmal angezogenen Brief Scheffel's an Schwanitz vom 20. Februar 1852 heißt es bereits: „Im Mai ziehe ich wahrscheinlich wieder als fahrender Schüler in die weite Welt und zwar wenn's langt, direkt zum langen Braun, der gegenwärtig von seiner Odysseusfahrt im Orient und griechischen Archipel zurück nach Rom gekehrt ist und dort seine Studien verarbeitet. Er hält den Künstlern Vorlesungen im Palazzo Simonetti, — ich wollt', ich könnt' eher heut als morgen zu ihm und auf italischem Boden einen Schluck Lethe trinken, in dem alle Erinnerungen seit 1848 ausgetilgt würden . . .“ Am 7. Mai hatte er beim Hofgericht die Anzeige eingereicht, daß er, „behufs Antritts einer größeren Reise nach Italien und Frankreich unter'm 9. ds. seine seitherige Stellung als Dolontär beim hohen Gerichtshof aufzugeben gedenke.“ Diese

seine Leistungen bei dieser Arbeit wurde er zum Ritter und später zum Offizier der Ehrenlegion ernannt. Mit den französischen Offizieren jener Commission stand Hauptmann Scheffel auf dem freundschaftlichsten Fuße, ja François Immelin, Hauptmann im französischen Generalstabe, wurde in Folge dieser Beziehungen Josephs Pathe, neben dem Hausgenossen und Intimus Wilhelm Friedrich Klose, der Hauptmann im badischen Generalstab war, und dessen Gattin sowie der Großmama Krederer. So schloß Jakob Scheffel's Patriotismus die Empfänglichkeit für die Vorzüge seiner französischen Berufsgenossen ebenso wenig aus wie sein militärisches Standesbewußtsein die Freude an Kunst und Poesie ihm verkümmert hatte . . . Verständnißlos für das höhere Streben seines Sohnes war der alte Herr also keineswegs. Aber zwei Grundelemente seines Wesens standen den Vorstellungen der Seinen entgegen. Seine Hartnäckigkeit im Festhalten der einmal gefaßten Meinungen und sein Ordnungssinn. Wenn diese gereizt wurden, konnte er zornig werden. Als der Sohn, der doch als Gymnasiast unzweideutige Proben einer hervorragenden geistigen Begabung, dagegen nur mittelmäßige einer künstlerischen gegeben, als primus omnium das Lyceum verließ, hatte er es durchgesetzt, daß derselbe nicht Maler, sondern Jurist werden sollte. Jetzt wollte er sich nicht in's Unrecht gesetzt sehen. Seinem Ordnungssinn widerstrebte ohnedem die Vorstellung, der Sohn solle, nachdem er an die acht Jahre sich für die höhere Beamtenlaufbahn vorbereitet, auf der ihm doch der Weg geebnet war, plötzlich noch „unsatteln“. Josephs Abschwanken zu radikalen Ansichten im tollen Jahr, seine innere Unzufriedenheit, sein unstäter Sinn hatten sein Vertrauen zu ihm erschüttert. Nicht prinzipiell gegen eine Romfahrt des Sohnes war er, das geht aus dem Brief an Braun ja deutlich hervor, aber gegen das plötzliche Abbrechen der eben erst begonnenen, ihm so wichtig erscheinenden Thätigkeit am Bruchsaler Hofgericht.

form der Urlaubserbittung wurde beanstandet und so mußte er noch eine weitere, näher begründende Eingabe an das Justizministerium richten, was am 22. Mai geschah. Er trat demnach noch nicht völlig aus dem Dienst der Justiz — er wurde nur beurlaubt. Am 27. Mai 1852 sahen ihn dann bereits die Thäler zu Füßen des Monte Rosa; hier — in Disp — zeichnete er die erste größere Skizze auf dieser für sein Leben so entscheidenden Reise. In seiner Seele aber klang's fröhlich wider von Melodien wie sie die Worte seines „Ausfahrt“, Lieds befeelen:

„Berggipfel erglühn,
Waldwipfel erblühn
Dom Fenzhauch geschwellt;
Zugvögel mit Singen
Erhebt sein Schwingen,
Ich fahr in die Welt!“

So fuhr unser Freund in die Welt des Südens . . ., um ein Maler zu werden und dabei zu entdecken, daß er ein Dichter sei.



